

„[...] da diese Briefe doch ein Tagebuch, ein treuer Spiegel meiner Stimmungen sind“ –
Ferruccio Busonis Briefe an seine Frau. Eine Einführung.

Ferruccio Busoni (1866-1924) begegnete Gerda Sjöstrand (1862-1956) bei einer bunten Wohltätigkeitsveranstaltung am 18. März 1889 in Helsingfors, dem heutigen Helsinki. Die Stadt war damals noch Hauptstadt des autonomen russischen Großfürstentums Finnland und weit weg von den Zentren des europäischen Musiklebens. Gerade 22 Jahre alt und bereits erfolgverwöhnt, hatte er im September 1888 am dortigen Musikinstitut durch die Empfehlung des angesehenen Leipziger Musiktheoretikers Hugo Riemann seine erste Klavierprofessur erhalten und in der Folgezeit musikalische Pionierarbeit geleistet: So führte er vor allem Bach als neuen Unterrichtsstoff ein und unternahm Versuche, das Niveau der noch jungen Hochschule zu heben und das Musikleben durch eigene Konzerte mitzugestalten.

Von der natürlichen Anmut, Einfachheit und Herzlichkeit Gerdas war Busoni gleich ganz gefangen genommen. Die schicksalhafte Begegnung mit der über drei Jahre älteren Schwedin erwies sich für den stolzen und ehrgeizigen Italiener gewissermaßen als eine ‚Liebe auf den ersten Blick‘. Nur eine Woche später machte er ihr einen Heiratsantrag aus der unmittelbaren Überzeugung heraus: „Das ist eine Frau für einen Künstler!“¹ - so seine Worte.

Was Busoni damit verband und wie sich dies in positiver Rückwirkung auf sein vielgestaltiges Persönlichkeitsbild als Komponist, Pianist, Ästhetiker, Pädagoge, Bearbeiter, Herausgeber, Schriftsteller und schließlich als Mensch ausprägte, tritt am aussagekräftigsten in seinen Briefen an Gerda hervor.

Gemessen an Busonis früheren, kurzfristigen Erfahrungen in puncto Frauen, war Gerda das bislang erste weibliche Wesen, dem er sich voll anvertrauen und sein Herz ganz aufschließen konnte. Sie wurde ihm über den langen Zeitraum von 34 Jahren hinweg zum wichtigsten Ansprechpartner. Ihr gegenüber war Busoni ein unermüdlicher Briefschreiber mit starkem Kommunikationsbedürfnis. Seine Briefe – oft mehrere an einem Tag und meist auf Konzertreisen entstanden – sind ihm Medium der Mitteilung wie der Selbstreflexion, gleichzeitig aber auch das bevorzugte Mittel, die Ferne zur geliebten Partnerin in Nähe zu verwandeln.

Was immer Bezug nahm auf sein Leben, seine Gedanken, Empfindungen, auf sein Verhältnis zur Welt, die Probleme seines Schaffens, seine geistige Existenz, hatte grundlegende Bedeutung in sachlicher wie persönlicher Hinsicht, und dies teilte er Gerda mit. An sie richtete er seine ‚literarischsten‘ Briefe.

¹ Zitiert nach: Busoni, Gerda: *Erinnerungen an Ferruccio Busoni*, hg. von Friedrich Schnapp, Berlin 1958, S. 6.

Von daher ist der überlieferte Briefkorpus mit seinen 851 Schriftstücken die umfangreichste und dem Inhalt nach bedeutendste Korrespondenz Busonis. Sie erstreckt sich vom Frühjahr 1889 bis zum Juli 1923, ein Jahr vor Busonis Tod. Bemerkenswert ist, dass sie fast ausnahmslos auf deutsch geführt wird. - Folglich in einer Sprache, die der in Empoli geborene und im damals österreichischen Triest aufgewachsene Italiener selbst erst mit neun Jahren erlernte, mit der Zeit jedoch nahezu vollendet beherrschte. 1924 behauptete Busoni sogar, „er könne sich nur in der deutschen Sprache vollkommen frei, sicher und bis auf den Grund gehend, ausdrücken, könne auch nur in der deutschen Sprache dichten. Dies trotz des rein italienischen Elternhauses und der italienischen Abstammung, Erziehung und Kindheitseindrücke.“²

Gerda hat sich in ihren Briefen auf die sprachliche Vorliebe ihres Partners eingelassen, obwohl sie nach eigener Aussage weder literarische Begabung noch genügend Deutschkenntnisse besaß und beim Schreiben zeitlebens auf die Hilfe eines Wörterbuchs angewiesen war.

Doch wer war Gerda? – Die Korrespondenz der beiden Briefpartner, Aussagen von Zeitzeugen, und Gerdas autobiographische Erinnerungen an Busoni charakterisieren sie als attraktive und kluge, dabei bescheidene, kunst- und musikverständige, treue Gefährtin mit einem so herzlichen wie gutmütigen, lebenslustigen Naturell. Zudem besaß sie meist eine untrügliche Intuition sowie Sinn für das Praktische und Wesentliche. Gleichzeitig aber auch den Willen zur Selbstvervollkommnung, wenn auch nicht unbedingt zur Selbstverwirklichung. 1863 in Stockholm als Tochter des schwedischen Bildhauers Carl Sjöstrand und der Malerin Selma von Stahl geboren, hatte sie ihre früheste Kindheit und Jugendzeit überwiegend in Helsingfors verbracht und eine Zeitlang in Paris die Schule besucht. 1884 zur Halbwaise geworden, kümmerte sie sich zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Helmi um den Haushalt ihres Vaters. Daneben gab sie noch Klavierstunden, um ein Auskommen zu haben.

Über das soziale Umfeld ihres Vaters stand sie in Kontakt zur zeitgenössischen Künstlerelite von Helsingfors. Es spricht für Gerdas pianistische Fähigkeiten, Selbständigkeit und ernsthaften Charakter, dass sie 1886 zu einem einjährigen Studienaufenthalt in die prosperierende deutsche Reichshauptstadt Berlin aufbrach, um ihr Klavierspiel bei dem renommierten Pianisten Xaver Scharwenka zu perfektionieren und ebenso die Wagner-Metropole Bayreuth zu besuchen. Die in jeglicher Hinsicht anregende Atmosphäre von Berlin mag auch dazu geführt haben, dass sie sich dort erstmals ihrer tiefergehenden Gefühle für einen Mann - einen Norweger - bewusst wurde. – Zumal unerwidert, waren sie nur von kurzer Dauer.

² Zitiert nach: Galston, Gottfried: *Kalendernotizen über Ferruccio Busoni*, mit Anmerkungen und einem Vorwort hg. von Martina Weindel (= Taschenbücher zur Musikwissenschaft 144) Wilhelmshaven 2000, S. 31.

Daher verwundert es wohl nicht, dass Gerda bei Busonis Heiratsantrag dem ganz so anders anmutenden südländischen Charme und Temperament vollkommen erlag.

Ihr Jawort war eine Einwilligung in ein Abenteuer mit unvorhersehbarem Ausgang, in das sie sich in unerschütterlichem Glauben an Busoni und seine künstlerische Bedeutung dennoch einließ. Sie folgte ihm mit der Aufgeschlossenheit, Toleranz und Hingabe einer Gefährtin, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, sich in den Dienst des geliebten Mannes zu stellen, um mit ihrem ganzen Wesen und all ihrer Kraft die Verwirklichung seiner hochgesteckten Ideale zu fördern. Die Rolle, die sie dabei einnahm, erwies sich als eine vielfältige: Gerda war ihm Mutter seiner beiden Söhne, treue, verständnisvolle Partnerin, Ratgeberin in menschlichen wie in künstlerischen Fragen, unentbehrliche Stütze, die ihm den Rücken frei hielt, ihn ermunterte und, wenn nötig, auch Trost spendete. Sie wurde Busoni zum Lebensmittelpunkt und bot ihm das heimatliche Gefilde, in dem er abtauchen, sich wiederfinden und neu aufbauen konnte. Auch noch über seinen Tod hinaus trat Gerda als tatkräftige und umsichtige Verwalterin seines Nachlasses hervor. Mit Blick auf die geplante Einrichtung eines Archives in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin und auf die Veröffentlichung einer Briefausgabe sichtet und ordnete sie die Dokumente ihres Mannes. Darüber hinaus erbat sie sich von den Adressaten Briefe oder Abschriften in dem Bestreben, das Andenken an Busoni zu wahren und genau jenes Persönlichkeitsbild der Nachwelt zu vermitteln, das sie selbst mitgeformt hatte. Dabei war es ihr offenbar wichtig, ein bestimmtes Idealbild von ihrem Mann zu schaffen. Dies zeigt vor allem die 1935 veröffentlichte Briefausgabe, die eine nach den Wünschen von Gerda getroffene Auswahl darstellt. Die darin vorgenommenen Eingriffe in den Brieftext, Kürzungen, Auslassungen und verbalen Entschärfungen bestätigen zusätzlich diese Absicht. Von daher dürfte es ein unumstrittener Gewinn sein, dass die neue Edition von 2015 den originalen Brieftext wieder herstellt und um fast 400 unveröffentlichte Dokumente erweitert. Demzufolge wird im Licht unverfälschter und neuer Quellen ein Busoni-Bild sichtbar, das sich beachtlich von dem überlieferten unterscheidet.

Gerdas eigene Briefe an Busoni blieben unveröffentlicht. Das zeitlebens vorhandene Gefühl, wegen ungenügender Deutschkenntnisse und mangelnder literarischer Begabung sich „nicht gut ausdrücken zu können“, haben Gerda selbst davon abgehalten, sie der Öffentlichkeit preiszugeben. Die meisten davon vernichtete sie.

Doch kommen wir nun zu Busonis Briefen an Gerda:

Die überlieferten 851 Briefe lassen sich entsprechend der deutlich erkennbaren Phasen in Busonis Leben und künstlerischer Entwicklung in vier Abschnitte gliedern:

Der erste Teil enthält Briefe aus Busonis Reisejahren, in denen er auf der Suche nach einem adäquaten künstlerischen Wirkungsbereich war. Er umfasst die Zeitspanne von September 1889 bis September 1893 mit den Stationen Helsingfors, Moskau, Boston und New York.

Den Großteil seiner ‚Braut-Briefe‘ schreibt Busoni aus Weimar, dem damaligen „Mekka für Pianisten“.³ Dorthin war er am Ende des akademischen Jahres aufgebrochen, um während der unterrichtsfreien Monate die künstlerische Karriere voranzutreiben. Gerda unterstützte mit wohlwollender Vernunft das Vorhaben ihres Bräutigams und blieb aus freier Entscheidung in Helsingfors.

Im Zentrum der nahezu täglichen Briefe aus Weimar steht Busonis erste wahre Liebe zu einer Frau – sieht man von der ausgeprägten Mutterliebe des Einzelkindes einmal ab. Die Briefe sind ihm eine Art „Tagebuch“, das er Gerda widmet, und ein „treuer Spiegel seiner [meiner] Empfindungen“ (Br. 15/16). Busoni schreibt seine Gedanken auf, wie sie ihm in den Sinn kommen und in die Feder fließen. Mit bisweilen über 20 Seiten Umfang sind diese Dokumente die längsten, leidenschaftlichsten und auch formlosesten Briefe der vorliegenden Korrespondenz. Obgleich Liebesbriefe, sind sie dennoch von besonderer Art: Auffällig ist, dass sie keine erotischen Enthüllungen enthalten. Sie werden überschattet von den immer wiederkehrenden gleichen Hauptkonflikten und den ihnen zugrundeliegenden fremden und eigenen Erwartungen, die Busoni damals fortwährend beschäftigten und denen er mit hohem Perfektionsanspruch gerecht zu werden suchte: Probleme bereitete ihm seine aus Triest stammende Mutter Anna Weiß-Busoni, die Klavierlehrerin war. Als strenggläubige Katholikin und zudem sehr eifersüchtig, duldet sie keine andere Frau an der Seite ihres geliebten Sohnes, schon gar nicht eine nordländische Protestantin. Sein Vater Ferdinando Busoni, ein reisender Klarinettenvirtuose aus Empoli mit äußerst kapriziösem Naturell, hatte notorische Geldnöte und Spielschulden, die es Busoni oft unmöglich machten, seiner selbstaufgelegten Verpflichtung nachzukommen, die Eltern lebenslanglich finanziell zu unterstützen. Manchmal musste Busoni auch selbst erkennen, dass gerade die Leidenschaft zu Gerda ihn von der Verwirklichung seiner künstlerischen Ziele ablenkte. Und umgekehrt drohte die Gefahr, die geliebte Braut infolge seiner übertriebenen Eifersucht auf vermeintliche männliche Konkurrenz zu verlieren.

In seinem Brief vom 30. Juni 1889 aus Weimar schreibt er:

„Ich habe dich so sehr gebeten mir öfter zu schreiben – verlange ich es zuviel? Immer die alte Klage! Heute kam, anstatt deßen, ein Brief von meinen Eltern.

³ Paul, Adolf: *Busoni-Erinnerungen*, in: *Berliner Lokal-Anzeiger* (25. Juli 1926), S. 2/7; hier: S. 2.

Meine Mutter war krank u. ist convalescent, auch macht sie wieder einige Schwierigkeiten u. stellt Bedingungen, die ich nicht erfüllen kann betreff[s] ihrer Herreise [...].

Ich denke immer an sie und an dich, und schwanke zwischen der Liebe des Sohnes u. jener des Mannes. Wären meine Eltern von mir ganz unabhängig und ich somit selbst ganz frei, dann...wäre kein Schwanken mehr. [...]

Ich weiss, du sagtest einmal: ‚ich glaube, mit einem Anderen haette ich vielleicht ein ruhigeres Leben gehabt.‘ War das ein Anflug von Zweifel, von Reue? [...] Dachtest du noch an den Norweger, als du das sagtest? Ist das auch wirklich vorbei? Ganz? [...]. Ich möchte so gern u. bald ein//sicheres//„Ja“ hören. Du solltest es telegraphiren!“

Die Unerfahrenheit und Selbstunsicherheit, mit den intensiven Liebesgefühlen umzugehen, finden Ausdruck in dem steten Bedürfnis nach Rückversicherung und Beweis von Gerdas Liebe. – Aber auch in den zwischen Euphorie und Eifersucht schwankenden Wechselbädern der Gefühle, die wie ein roter Faden die Weimarer Korrespondenz durchziehen. Dass Gerda ihren Bräutigam stets beruhigt und bereit ist, diese oftmals hysterisch und grotesk anmutenden Ausfälle immer wieder zu verzeihen, ist ein Indiz für ihre menschliche Reife und ihren unerschütterlichen Glauben an seine Liebe.

Unbeirrbar Selbstsicherheit und ein absoluter Perfektionsanspruch treten dagegen in Erscheinung, wenn es um die Erwartungen geht, die Busoni an die zukünftige Ehegemeinschaft und an Gerda stellt. Mit dem noch schwärmerischen Enthusiasmus des Dreiundzwanzigjährigen und in dem stolzen Selbstbewusstsein als Intellektueller und Mann teilt er sie ihr in seinem Brief vom 11. Juli 1889 aus Weimar mit:

„Bei mir soll die Frau Alles bereit u. fertig [vor]finden, aber dafür soll sie ganz mir gehören: in Gedanken, im Geiste, im Körper. Eine Frau, die nicht genau meine Interessen hat und sie mit mir verfolgt, ja mich zur Erlangung derselben nicht treibt, wird nie meine Frau sein, sondern eine Frau für sich.

‚Was kann ich Dir geben?‘ schreibst du einmal. ‚Ich kann nur mich selbst geben.‘ - Das ist ja eben, was ich verlange und das ist zwar viel, aber entweder das oder gar nichts.

‚Was frägst du um’s Leiden?‘ schreibst du wieder. ‚Habe ich dir nicht gesagt, dass ich Alles, Alles mit dir theilen will?‘ Ja, sage ich, sonst bist du meine Frau nicht, sondern nur ein beliebiges Frauenzimmer.

Dafür aber vergesse ich keinen Augenblick, dass diese Frau mir ihre Individualität, ihre Freiheit opfert, und ihr Leben mir widmet: und dieser Frau theile ich jede Minute meines

Lebens, jede Regung meiner Gedanken u. Empfindungen, jeden Schritt meiner Handlungen mit; ich schaffe somit eine neue Individualität u. ein reicheres Leben; reiche ihr eine Stütze während jede Verpflichtung u. Schuldigkeit, die von beiden Theilen erwächst, mit Liebe ausgetilget wird. Ist das nicht das einzig richtige?“

Gerda ist bereit, ihrem Bräutigam auch hierin zu folgen.

Ab Ende Dezember 1889 werden die ‚Braut-Briefe‘ von Leipzig, anschließend von St. Petersburg aus geschrieben, wo Busoni Konzertverpflichtungen nachkam. Seine Mutter, die er im Anschluss an den Weimarer Aufenthalt nach Helsingfors mitgebracht und Gerda vorgestellt hatte, beließ er in der Obhut der Sjöstrands. Dies gestaltete sich in der Folgezeit wegen Annas Eifersucht und Launen, an der die Beziehung des Paares fast zu zerbrechen drohte, als äußerst schwierig.

Busoni schreibt häufig, wenn auch nicht täglich. Der Fokus ist nun stärker auf die pianistische Tätigkeit gerichtet. Im Vordergrund stehen das Leipziger und das russische Debüt. In diesem Zusammenhang erhält der Leser noch unbekannte Aufschlüsse in Bezug auf die Freundschaft mit dem norwegischen Komponisten Christian Sinding, so z.B. in seinem Brief vom 22. Januar 1890 aus Leipzig:

„Von dem letzten Erfolg mit Sinding’s Quintett ist schwer zu berichten.

„Die ältesten Leute‘ erinnern sich nicht je einen solchen im Gewandhaus erlebt zu haben.

Die Leute haben Da Capo verlangt, zum Schluß geschrien: ‚Sinding heraus‘ ‚Busoni hoch‘ und sind von ihren Sitzen aufgestanden. 5-6 mal wurden wir zum Schluß gerufen: unerhört im G[e]w[an]dh[au]s, wo ein Hervorruf schon einen Erfolg bedeutet.

Als der bescheidene, unscheinbare, ungeschickte Sinding auf’s Podium trat [...] da kam über mich ein convulsivisches Weinen. Kurz, unser beider Ruf ist hier mit einem für Leipzig ungewöhnlichen Eclat begründet! [...]

Ich u. Sinding sind unzertrennlich geworden. Einer wirkt u. schafft für den anderen mit beispielloser Collegialität. Es gibt auch kaum zwei, die sich so gut verstehen.“

Nach seinem russischen Debüt nahm Busoni den Unterricht am Helsingforscher Musikinstitut wieder auf und bekräftigte mit äußerster Entschlossenheit und den elterlichen Einwänden zum Trotz seine Heiratsabsicht. Gleichzeitig war er auf der Suche nach einem geeigneteren Wirkungskreis. Daher nahm er im Juli 1890 in St. Petersburg am internationalen Rubinstein-Wettbewerb teil, der für Klavier und Komposition ausgeschrieben war, und erhielt in Komposition den ersten Preis. Dass Busoni auch im Klavierwettbewerb den ersten Platz

einnahm, wurde durch den patriotisch gesinnten Stifter Anton Rubinstein selbst verhindert. Dieser bestand darauf, dass zumindest *ein* Preis an einen Russen vergeben werden sollte. Quasi als ‚Entschädigung‘ vermittelte ihm Rubinstein daher eine Klavierprofessur am Moskauer Konservatorium, die Busoni im darauffolgenden September antrat. Seine Mutter schickte er nach Triest zurück und beließ Gerda noch kurzfristig im Kreise ihrer Familie, bis er in Moskau die Hochzeit vorbereitet und eine gemeinsame Wohnung gefunden hatte.

Die unmittelbar vor der Hochzeit geschriebenen Briefe stehen ganz im Zeichen der Vorfreude und des tatkräftigen Elans, mit denen Busoni die Existenzgrundlage und den äußeren Rahmen für die zukünftige Lebensgemeinschaft organisierte. Sie bestätigen ihn in seiner praktischen und geschäftstüchtigen Veranlagung sowie in seiner Rolle als Versorger und Beschützer:

„Nun habe ich auch zum Theil Moskwa gesehen! Der erste Eindruck ist nicht der allergünstigste, denn ausgenommen wenige Punkte, die groß, eigenthümlich, fremd und phantastisch sind, ist die ganze und große Stadt vornehmlich schief, krumm, alt und schmutzig; schmutzig – sage ich dir – in einer virtuosen Entwicklung des Schmutzes! [...]

Ich bin überzeugt, daß mit deiner Ankunft, Moskwa plötzlich ganz anders aussehen wird. – Daher versuche sobald als möglich hier zu sein. [...] NB. Am besten wirst du und die deinen thun, Abends von Helsingfors zu fahren. 11 Uhr in Petersburg angelangt, fahrt ihr zum Hôtel Europe und nehmt ein Frühstück ein: [Das kostet] 1 Rubel die Person nebst 25 Kopeken [die] Bierflasche. [...] Meine Finanzen habe ich vorläufig ziemlich balancirt – für später keine Sorge.“ (Im Brief vom 13. September 1889 aus Moskau).

Von Kollegenneid, Fremdenfeindlichkeit und institutionellen Zwängen enttäuscht, gab Busoni die Stelle am Moskauer Konservatorium nach nur neun Monaten wieder auf. Im September 1891 siedelte er mit Gerda auf Anraten des deutschstämmigen Klavierfabrikanten William Steinway nach Boston über, um am New England Conservatory eine Professur für Klavier und Komposition anzunehmen.

Die Bostoner Zeit des Ehepaares wird von neun, bislang unveröffentlichten Briefen (Br. 67-75) dokumentiert. Sie erstrecken sich vom Frühsommer 1892 bis unmittelbar vor seinem Umzug in die Kulturmetropole New York im September 1893. Dort konzentrierte Busoni sich neben dem Komponieren und gelegentlichen Erteilen von Privatunterricht in Harmonielehre und Klavier fast ausschließlich auf die Virtuosenkarriere mit dem Ziel, nach erlangtem Ruhm wieder nach Europa zurückzukehren. Die Briefe geben Zeugnis von den vielfältigen, oft mühsamen Unternehmungen Busonis, über die Kontakte zu eingewanderten europäischen

Musikerkollegen oder mithilfe von Steinway & Sons sich selbst, aber auch neuangekommenen Musikerfreunden den Lebensunterhalt zu organisieren. Vorherrschend ist ein lebendig-heiterer Plauderton, der oftmals in die Situationskomik hinübergreift und von humoristischen Wortspielen, Nachahmung von Dialekten und von gereimten Textpassagen noch unterstrichen wird.

„Liebe Einzige! Ahnungslos plumpse ich in die grosse „Independence“ hinein, das ist ein Tag an dem man von Allem möglichen abhängig ist, deshalb also Nichts anfangen kann. [...]

Als ich von Steinway kam
schickte ich dir Telegramm.

[...] Um 9 1/2 Uhr suchte ich Novacek in seiner Wohnung auf: 74. Strasse No. 244, die zwar am Ende der Welt, aber noch nicht am Ende von New York ist. Doch leider:

Freund Novacek
war weg.

Eine alte Jüdin, seine Hausfrau erzählte, daß Nov.[ cek die] Wohnung gewechselt habe und 34. Str. No. 129 wohne. Bitte, sagte sie, Se spr chen doch deutsch? also hundertnein und swansig. Griessen Se'n von mir, von uns'rer Familie[,] hundert neunundswansig! rief sie noch.

Doch auf „hundertneinundswansig“ wohnt kein Novacek und müde wie ich war, gab ich das Suchen auf und ging, [ins] Opera Haus frühstücken.“ (Im Brief vom 4. Juli 1892 aus New York).

Darüber hinaus enthalten die Briefe einige Informationen zu Busonis zwiespältiger Stellung im amerikanischen Musikleben. Das heißt: als Pianist wurde er höher eingestuft als der ruhmreiche Kollege Ignacy Paderewski, dagegen fand er als Komponist nur m  ige Beachtung. Durch die Geburt des ersten Sohnes Benvenuto und damit durch die neu hinzugekommene Rolle des liebevoll-sorgenden Familienvaters bekommt auch die Bedeutung als Versorger und Beschützer eine neue Wendung.

Nachdem die materielle Existenzgrundlage durch die damalige Wirtschafts- und Finanzkrise der USA zu unsicher und ihm die amerikanische Lebensart unerträglich geworden waren, beschloss Busoni, mit Gerda und dem kleinen Sohn nach Europa zurückzukehren. Um an seine frühere Pianistenlaufbahn anzuknüpfen, ließ er sich im April 1894 in der Kulturmetropole Berlin nieder, die wegen ihrer geographischen Lage ein idealer Ausgangspunkt für Konzertreisen durch ganz Europa war.

Der zweite Teil der Korrespondenz (Br. 76-163) umfasst den Zeitraum August 1894 bis Dezember 1899. Er illustriert in anschaulicher Weise die Jahre von Busonis pianistischer Konsolidierung. Insofern stellt ihr erster formaler Höhepunkt die Ernennung zum Hofpianisten und die Berufung nach Weimar dar, wo er in die Fußstapfen von Liszt trat und im Sommer 1900/1901 Meisterkurse in Klavier leitete. Auffällig ist, dass sorgenbereitende Themen, z.B. Krankheit oder berufliche Schwierigkeiten, aus Rücksichtnahme eher nebensächlich behandelt oder durch Humor und Optimismus abgefedert werden. Bezeichnend ist hier ein im Stil des Dichters Friedrich Rückert gehaltener Brief in Reimform:

„Ich will diesmal zur Posse – besteigen der Dichtung Rosse – und [...] mich treiben im Reimgeleise – auf deinen Beifall vertrauend – mit Hoffnung vorwaerts schauend – und auf einen Erfolg bauend.

Bei der gestrigen Drehung uns’res Balles – gab es viel des Saitenschalles – an dem Kasten – mit Ober- und Unter[-]Tasten – ich betrieb Fingerübungen – Accordverschiebungen – langsame und schnelle Weisen – starken und leisen – kalten und heißen – schwarzen und weißen – jungen und greisen. – Ich erging mich in Läufen – und griff was zu greifen – ohne abzuschweifen – und ohne zu versteifen – so dass die unreifen wurden zu reifen – und ich neue Kniffe lernte zu kneifen – bis sie glatt geworden wie Seifen. – [...] . So dauerte das Üben – fast an die Stunden sieben – dann bin ich zufrieden – davon geschieden – im Herzen Frieden.“ (Im Brief aus Berlin, vermutlich von Mitte August 1898).

Auch entwickeln sich die Briefe nun zusehends zu ausgeprägten Reiseschilderungen. Sie geben neben dem Weltgewandten und Großstadtbegeisterten den Kulturmenschen und Ästheten Busoni zu erkennen und enthüllen dabei gleichzeitig zwei in seiner Persönlichkeit vereinte Aspekte: den Beobachter und den Neugierigen. Infolge des zwischenzeitlich erworbenen Weitblicks beurteilte Busoni 1895 auch Italien, das er anlässlich einer Konzertreise nach 12 Jahren wiedersah. Aus Mailand schreibt er am 7. Dezember 1895:

„Die kühle, beinahe feindselige – wenigstens misstrauische – Art, mit der man mich hier empfangen hat, hat mich sehr enttäuscht. Es kostete mich die ganze Kraft meines Koennens und Willens um gestern Abend hier das Publikum zu gewinnen. Es ist schliesslich gelungen, und heute sind die Zeitungen einstimmig begeistert. [...] Ich glaube gar, die Società del Quartetto fürchtete sich, sich mit mir zu blamiren!

Von den Orchesterzuständen u. den Dirigenten kannst du ein Bild bekommen, wenn ich sage – dass, gegen diese, das Gewandhaus zu Reinecke's Zeiten als ein Ideal von Vollkommenheit und Bedeutsamkeit gelten konnte.

Die Zustaende sind vorläufig hoffnungslos. Es waere eine Riesenarbeit, das Land soweit nur zu bringen, dass es erreichte was Deutschland laengst schon weiss u. glaubt. Bis dies gelaenge, waeren aber die anderen Laender wiederum voraus.

Auch in sittlicher Beziehung ist es noch barbarisch. So mußte Ragnhild – um in das Künstlerzimmer zu kommen – erst extra einem Herrn vorgestellt werden, welcher sie ‚am Arm‘ dahin führte. Anders durfte es nicht sein.

Literarisch sieht's nicht besser aus. Ausgenommen die philosophischen Dramen von [Giovanni] Bovio (einem Tolstoi ohne die Fantasie, ohne die technische Leichtigkeit u. ohne die Klarheit des Russen) ist in 10 Jahren Nichts von Bedeutung erschienen.

So mögen sie weiter leben u. meinetwegen wie Pompei enden.“

Teil 3 (Br. 164-725) nimmt den größten Teil der vorliegenden Korrespondenz ein. Er umspannt die Periode vom Januar 1900 bis zum Juni 1914 und bezieht sich auf Busonis kompositorische Konsolidierung. Zudem tritt hervor, wie sehr seine Gepflogenheiten und Lebensart als Künstler, Intellektueller, Ehemann und Familienvater sich immer mehr zur kultivierten Lebensform entwickeln. Mit zunehmender Bewusstwerdung des „Jammers“ der Virtuosenkarriere wird nun oftmals auch ein larmoyanter Ton laut.

„Gestern Abend war das Concert in Birmingham, heute Sheffield, morgen Manchester.

[Der Geiger] Ysaye war gestern so ungezogen gegen mich, dass ich ihn satt bekommen habe. Es war wegen einer Probe zu [einem Stück von] Saint-Saens (das ich garnicht kannte, nie gesehen noch gehört und am selben Abend zu spielen hatte). Y.[saye] liess mich 3 Stunden bei Bechstein warten u. auf drei Botschaften die ich schickte, kam immer die Antwort, dass er schläft oder liegt.

Es war nun 1 Uhr (der Zug ging um 2). Ich hatte nichts gegessen. Ich ging zu ihm u. sagte, ich koenne unter diesen Umständen das Stück nicht spielen. Er machte aber eine Scene wie ein Pferd so dass schli[e]ßlich [mein Agent] Newman, der da war, ihm sagen mußte, dass er ungezogen waere, Unrecht hätte u. schweigen sollte. Es hat mich (nervös, wie ich schon war) sehr erregt u. Abends war ich kaput[t]. Die Sonate probirten wir (das ist[:] lasen wir prima vista) eine Stunde vor dem Concert in einem Magazin. Ich war halb krank, wir spielten wie zwei Schuster, anders nicht möglich. [...] Für heute Abend (neues Programm) haben wir auch nicht

probirt. Ich aber frage Y.[saÿe] nicht. Siehst Du wie man mit kleinlichen Leuten kleinlich wird! Es ist ein Jammer.“ (Im Brief vom 4. Februar 1902 aus Birmingham).

Aufschlussreiches Licht fällt zudem auf die sogenannten „Berliner Orchesterabende“, eine von Busoni gegründete und finanziell getragene Konzertreihe mit dem Ziel, zeitgenössischem Musikschaffen - so auch dem eigenen - und selten gespielten Werken ein Forum zu bieten. Ausführliche Schilderungen seiner Tournen in den USA, die Busoni nach zehnjähriger Abwesenheit im März 1904 erstmals wieder unternahm, offenbaren die Kluft zwischen dem Verwurzelte sein in der gewachsenen europäischen Kultur und der Ablehnung eines amerikanisch-schnellebigen Zeitgeistes samt einer an kommerziellen Interessen orientierten Lebenseinstellung. Am 10. März 1904 schreibt Busoni aus Chicago, damals das weltweit führende Zentrum der Schweinefleischindustrie:

„Warmer Wind und die Luft voller Dampf; der Himmel wie ein grauer Schleier u. so hoch haengend, dass die ‚Wolkenkratzer‘ Feiertag halten. Unten klebriger Boden mit häufigen Pfützen: so praesentirt sich heute die Hauptstadt des Grossschweinethums, genannt Pfui-Kako, die sich außer der Welt befindet – und ich leider in ihr! [...] Aber ich muss dankbar u. gerecht sein (schwer ist die Gerechtigkeit!) – denn das Publikum gestern müsste wahrscheinlich aus lauter ‚Edelschweinen‘ [...] zusammengestellt gewesen sein; man denke, dass ich nach der Beethoven[-]Sonate sechs Hervorrufe hatte. [...] Was für ein Esel bin ich, dass ich mich unter Schweinen herumtreibe! Und ich habe nicht einmal das Talent des Esels: den Eigensinn. [...] Verzeihe diese Laune; amüsire Dich darüber ohne Dich verstimmen zu lassen – bald klingt ein reiner Accord im alten, aber dafür noch sehr akustischen Europa, fortissimo con tenuto il Pedale. Innigst: Dein Ferruccio.“

Und einige Tage später:

„O Land der Gefangenschaft alles Lebendigen! Alles Poesievollen, Historischen, Künstlerischen und Menschlichen! O Land, wo das Mittel zum Zweck wird. Die Eisenbahn, die Menschen befördern sollte zu schoenen Endzielen; das Gold, das sie bereichern sollte zum Genusse; die Industrie, die ihnen Bequemlichkeiten und Lebensschmuck verschaffen sollte: sie sind selbst die Beherrscher ihrer Schöpfer geworden. Man erweitert die Bahnen, man gewinnt Gold, man producirt, damit es geschehe, damit ein Anderer es nicht zuvor thue! – Traurig, traurig. Und hässlich!“ (Im Brief vom 13. März 1904 aus Chicago).

Der Zeitraum von Februar 1905 bis Juni 1914 (Br. 297-725) ist überwiegend durch den zukunftsgerichteten Essay *Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst* geprägt und steht im Zeichen unterschiedlichster schöpferischer Experimente. Neben anderen gehört zu diesen die differenzierte Auseinandersetzung mit Bühnenmusik, wobei Busoni hier erstmalig auch als sein eigener Librettist und als Bearbeiter entsprechender literarischer Vorlagen agiert, etwa von Adam Oehlenschläger, Joseph Gobineau oder E. T. A. Hoffmann.

Außerdem werden wichtige Einzelheiten geliefert hinsichtlich Busonis Suche nach einem würdigen „Nationalsujet“, um - wie er sagte - „Italien eine Nationaloper zu geben, wie sie Wagner Deutschland gegeben hat“. Dieses Vorhaben mündete schließlich in den definitiven Plan einer Vertonung des Faust-Stoffes. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Busonis dezidiertes Interesse an autokraten Persönlichkeiten und literarischen Figuren, die das „Genie des Herrschens“ jenseits ethischer Normen und moralischer Wertbegriffe verkörpern. Dies wird deutlich z.B. in seinem „Versuch einer kritischen Analyse“ von Robert Louis Stevensons’ Novelle *The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde* (1886) oder in seiner Gegendarstellung des realen Mordprozesses Karl Hau.

In die Zeit der Experimente fallen auch theoretische und praktische Versuche zugunsten einer Erweiterung der Dur-Moll-Tonalität, so z.B. durch die Einführung von Dritteltönen oder durch die Erprobung einer Tonsprache, in der Busoni die Grenzen der Tonalität erreichte. Des Weiteren machte er sich auch die Exotik indianischer Musik zunutze, mit der er sich infolge seiner Amerika-Reisen (1910/1911) befasste. Dementsprechend bieten die Briefe aus dieser Periode Einblick in die Werk-, Aufführungs- und Rezeptionsgeschichte etlicher seiner Hauptkompositionen. Auch die Rezeption von Busonis zukunftsweisender Idee einer *Organischen Klavier-Notenschrift* (1909) wird gestreift sowie seine innovativen Vorschläge zum Klavierbau, die die Realisierung des Bösendorfer *Imperial-Flügels* zur Folge hatten.

Von 1907 an werden informative Einblicke geboten in Bezug auf Busonis Gutachter- und Editionstätigkeit als Mitglied der Revisionskommission der Liszt-Gesamtausgabe. Insofern enthüllen die Briefe neben dem profunden Liszt-Kenner noch seine Leidenschaft, Autographe und originale Werkausgaben des Musikers zu sammeln und zu kollationieren. Ab 1910 wird die Arbeit an der instruktiven Ausgabe von Bachs Klavierwerken in 25 Bänden beleuchtet sowie an der siebenbändigen *Bach-Busoni-Ausgabe* mit den Transkriptionen, Bearbeitungen und freien Kompositionen nach Bach. Und nicht zuletzt geben die Dokumente noch Zeugnis von der Unvereinbarkeit einer internationalen Virtuosenkarriere mit den restriktiven institutionellen Konventionen als Leiter einer Meisterklasse in Klavier am Wiener Konservatorium im Jahre 1907/1908 und schließlich als Direktor des Liceo musicale in

Bologna im Jahre 1913/1914. Von dort aus berichtete Busoni am 5. Oktober 1913:

„Abends zu arbeiten ist hier unmöglich u. den Gedanken, im Liceo zu schlafen, habe ich aufgegeben. Denn es gibt kein Licht, u. in der ganzen Etage wohnt Niemand. [...] Ich müßte den großen Saal, den enormen Corridor mit einer Kerze durchlaufen u. dann die Nachbarschaft dieser schwarzen Leere [er]tragen. Alle Wände hängen voller alter Herren, einige davon, nicht zu intimer Bekanntschaft, ihrem Aussehen nach, einladend: Da ist ein Zwerg, der mir besonders fatal ist; und ich dächte, er käme in's Zimmer mit der Perrücke Rossinis angethan und gäbe mir seine Notenrolle zum Durchspielen. Und gleich daneben ist die Bibliothek. Die schweigt u. hält ihre alten langweiligen, unnützen Bücher fest u. geordnet.“

Und am 17. Juni 1914:

„Ich bin an dem unglücklichen Punkte angelangt, wo mir Alles antipathisch ist u. Alles mich irritiert in dieser Stadt. Ich hasse Orte und Leute, die zwecklos mein Leben stehlen. – So empfand ich in Moskau und in Boston, und ich bin am Ende der Geduld.

Ich weiss: an der Grenze [an]gekommen, verschwindet dieser Zustand, der mich deprimiert. – Wenn ich länger vom Hause, an einem Ort bin, so fühle ich [mich] so, als ob ich weit weg von mir selber waere und müßte zu mir selber zurückkommen. Zuletzt bin ich nur mit dem Körper, den ich schwer schleppe, an dem fremden Ort.

Nur noch wenige Tage [bis zum Ende des akademischen Jahres]! Aber auch die Empfindung, die Tage abzuwarten, nur damit sie vorbei gehen, ist demoralisierend.“

Der vierte und letzte Teil setzt während des I. Weltkrieges im März 1915 ein und endet im Juli 1923 (Br. 726-843). Er lässt sich in zwei Unterabschnitte gliedern: der erste Teilabschnitt (Br. 726-821) wird überwiegend von den Jahren im Züricher Exil bestimmt, das damals ein internationales Sammelbecken für freiwillig oder unfreiwillig emigrierte Künstler und Intellektuelle war. Im Oktober 1915 begab Busoni sich nach seinem letzten Amerika-Aufenthalt (Januar bis Mitte September 1915) dorthin in der Absicht, „in Kriegszeiten kein Kriegsland zu sehen“⁴. Eine Rückkehr nach Italien kam nicht in Betracht, da man ihm dort seine offene Wertschätzung der deutschen Kultur ankneidete. Vorherrschend ist ein nachdenklicher, bisweilen bitterer Ton. Dies um so mehr, da Busoni seine kriegsbedingte Situation, die mit der Unterbrechung oder gar Zerschlagung etlicher seiner Pläne einherging,

⁴ *Briefe Busonis an Edith Andrae*, hg. von Andres Briner, Zürich 1976 (= 160. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1976), Zürich 1976, S. 42.

als eine „verbrecherische Amputation an seinem [meinem] Leben“⁵ empfand:

Am 6. September 1917 schreibt er aus Bern:

„Das Verkehrsbild von Bern - gegenwärtig recht wenig sympathisch - bietet allerlei Typen: Diplomaten verschiedenen Schnitts, jüngere mit reservierter Miene im Sportskleide u. versteckter brutaler Eroberer[-]Allüre, Polizei-Gesichter, angegriffene Rückenmärkler, Franzosen, die aussehen wie Baritons in der alten Oper. Dazwischen vernünftige Schweizer Frauen (Schwestern von Landsknechten), österreichische Juden, denen die ‚Virginia‘ aus der Westentasche guckt; Kokotten größeren Styles (belles femmes mit bösem Ausdruck), Backfische u. Studenten im Style von Bismarcks Jugend. Und das Alles auf nicht ganz 500 Meter Weges gehäuft. Um 2.55 fahre ich weiter nach Genf – warum?, das weiss der Himmel: diese Schweiz ist auch zu gross!“

Zentraler Gesprächsstoff bilden darüber hinaus die Arbeit an der Oper *Doktor Faust* sowie die Ausarbeitung des Textbuches *Der Arlecchineide Fortsetzung und Ende*. Außerdem dokumentieren die Briefe Busonis Tätigkeiten als Pianist, Komponist und Dirigent, durch die es ihm gelang, in Zürich Fuß zu fassen und das Musikleben beträchtlich mitzugestalten. Die Folge davon war, dass ihm 1919 aufgrund seiner Verdienste um die Musikpflege der Stadt die Ehrendoktorwürde verliehen wurde.

Nach Kriegsende stand die Suche nach einem adäquaten Wirkungskreis außerhalb der Schweiz im Vordergrund. In dieser Zeit unternahm Busoni nach mehrjähriger Abwesenheit erstmals wieder Konzertreisen nach London, Paris und Mailand. Von Bedeutung sind hier diejenigen Briefe, in denen er die soziopolitischen Ereignisse der Nachkriegsjahre nach eigenen ethischen Maßstäben beurteilt und die sein Misstrauen gegenüber jeder Erscheinungsform von Nationalismus und Ideologie erkennen lassen. – Eine Haltung, die in vollkommenen Einklang steht mit dem Individualismus, der Objektivität und Unabhängigkeit, die so bezeichnend für Busonis Denken sind und infolge derer er von anderen Nationen als ‚Feind‘ angesehen wurde. Aus London schreibt er am 5. Oktober 1919:

„Ausser den herrlichen Bäumen von Regent’s Park, [...] habe ich hier wahrhaftig nichts Schönes erlebt. [...] In offenen Lastkarren stehend gepackt, fuhr das Arbeitervolk heim. [...] Die Eleganz auf den Straßen ist fast verschwunden: Man sieht nur schäbige Leute. Die Stimmung ist unsicher, jedermann ängstlich und unruhig, der Umgangston vergrößert; – hier in ‚West Wing‘ sieht freilich Alles recht idealistisch aus – wenn auch ereignislos u. einsam –: dafür ist im

⁵ Ebd., S. 17.

Nebengebäude eine große Anzahl von Kriegs-Erblindeten untergebracht, ein widerlicher und aufregender Anblick für die, die leider! sehen können. Das Alles sieht nicht aus wie Sieg, noch Frieden; noch nach einem Lande, das ein sehr gutes Geschäft gemacht hat.“

„Alle sprechen englisch, die früher offen Deutsch sprachen; und wenn sie einen Satz auf Deutsch riskieren, so flüstern sie ihn, als wie die Pointe einer unanständigen Anekdote. Dumme Welt, schwache Menschen!!“ (Im Brief vom 16. Oktober 1919).

Der 2. Teilabschnitt (Br. 822-843) umspannt die letzten Lebensjahre in Berlin, wohin Busoni mit Gerda im Herbst 1920 nach fast sechsjähriger Abwesenheit wieder zurückkehrte. Aufgrund der Tatsache, dass Italien seine künstlerischen Verdienste nicht würdigte und andere in Aussicht gestellte Lehrtätigkeiten den eigenen Erwartungen nicht entsprachen, hatte er das Angebot akzeptiert, eine Meisterklasse für Komposition an der Preußischen Akademie der Künste zu übernehmen. Nicht zuletzt bedeutete diese Professur an der höchsten künstlerischen Institution der Weimarer Republik die offizielle Anerkennung Busonis als Komponist. In der Folgezeit wurde diese Wertschätzung noch unterstrichen durch die Bestellung zum beratenden Ehrenmitglied der *Donauessinger Kammermusik-Aufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst* und der *Internationalen Gesellschaft für Neue Musik*.

Von seinen ersten, mit gemischten Gefühlen aufgenommenen Berliner Eindrücken berichtete er am 12. September 1920 Gerda, die wegen Umzugsvorbereitungen noch in Zürich weilte:

„Ich sitze in meinem Bücherzimmer [...] Ich war zaghaft, diesen Raum zu betreten und entschloss mich erst diesen Morgen, es zu thun. – Es ist Sonntag und es regnet. So bleibe ich schön zu Hause. Diesem fehlt Nichts, ausser dem Bild von Boccioni. Der Bechsteinflügel u. das rothe Pianino sind hergerichtet; auch der alte Bösendorfer steht da. Das Clavicin zierte dein ‚Boudoir‘. – Hier drinnen ist es prächtig. Draussen leider nicht so. Es gilt noch einmal den Kampf, seinen Maassstab hoch zu halten. Nach America u. Zürich – nun Berlin. – [...] Ich denke, viel zu arbeiten: ich werde mich konzentrieren. [...] Ja, ich freue mich auf Arbeit. – Sogar auf ein frisches Klavier-Experimentieren. Die erste Nacht verlief passabel. [...] Es ist ein seltsamer Kontrast zwischen der bescheidenen, oft ärmlichen Kleidung u. den selbstverständlichen Hochpreisen! Besuchte zu Mittag [das Restaurant] Henning, wo alle noch beisammen sind. Das Essen war gut. – [...] Merkwürdig ist es, dass ich an der Ecke der Bülowstrasse gleich den Herrn....Scherchen traf. – Schibilla ist hellblond geworden. – Dieser Brief ist ganz zusammenhanglos, worüber Du Dich nicht wundern solltest; denn ich bin nicht

ganz klar u. ein wenig erregt. Die Wohnung ist aber wunderschön. Alles strahlt! – Ein wenig auch Dein F.“

Durch verschiedene Konzerte als Pianist, Komponist und Dirigent gelang es Busoni, an seine Berliner Vorkriegserfolge wieder anzuknüpfen. Während der unterrichtsfreien Zeit nahm er in beschränktem Maße mit Schwerpunkt auf Paris, London und Rom auch seine Konzertreisen wieder auf. Ungeachtet der künstlerischen Triumphe wurde sein Leben in dieser Zeit überschattet von den finanziellen Verlusten durch die Inflation, aber auch von zunehmender Krankheit und Entkräftung. Ende Mai 1922 war sein letzter öffentlicher Auftritt als Pianist. Der letzte Brief an Gerda datiert vom 28. Juli 1923. *Doktor Faust*, das sogenannte „Haupt- und Monumentalwerk“, auf das alles Getane gezielt hat, sollte Busoni nicht mehr vollenden. Er starb am 27. Juli 1924 im Alter von 58 Jahren.

Martina Weindel©